

Peter Gerlich

**Politische Kultur und Nationalität  
Perspektiven der Identitätsanalyse**

*Es ist etwas unbekanntes  
Gesetzliches im Objekt,  
welches dem unbekanntem  
Gesetzlichen im Subjekt  
entspricht  
– Goethe*

**Nation und Identität**

In Zeiten des Wandels wird vieles in Frage gestellt. Angesichts der sich verstärkenden wirtschaftlichen, technologischen und auch politischen Globalisierung bezweifeln viele Beobachter, ob Nationalstaaten in den internationalen Beziehungen und auch in der gesellschaftlichen Wirklichkeit überhaupt noch eine wesentliche Rolle zukommt. Daher muss man sich auch die Frage stellen, welche Bedeutung in diesem Zusammenhang das Nationalbewußtsein bzw. die nationale Identität noch haben kann. Das Thema der nationalen Identität wird daher sowohl in der allgemeinen politischen wie auch in der akademischen Auseinandersetzung zunehmend zu einer kontroversen Frage.<sup>1</sup>

Im folgenden sollen vor diesem Hintergrund hier drei Themen behandelt und damit, drei Perspektiven dieser Diskussionen aufgezeigt werden. Erstens geht es um die Resultate der sozialwissenschaftlichen, insbesondere der politikwissenschaftlichen Forschung zur Thematik der nationalen Identität, zweitens um das Problem einer potentiellen europäischen Identität, der im Zusammenhang mit der dynamischen Entwicklung der Europäischen Union eine besondere Bedeutung zukommt und schließlich soll über mögliche Verbindungen zwischen nationaler Identität und Wissenschaft spekuliert werden.

Einige Vorbemerkungen sind angebracht. Es ist darauf hingewiesen worden, dass dem Thema der Nationalität in der Politikwissenschaft vergleichsweise kein großer Stellenwert zukommt<sup>2</sup>. Anders ist dies in verwandten Disziplinen wie etwa der Soziologie, der Geschichte, der Anthropologie, die insgesamt eine eher verwirrende Fülle von theoretischen Konzepten, Fragestellungen und empirischen Untersuchungen zum Thema vorlegen. Progressive Vertreter/innen dieser Fächer sind häufig davon ausgegangen, dass es sich bei der nationalen Identität bloß um ein atavistisches Gefühl handelt, das einerseits verschwinden wird – diese Vermutung ist freilich durch die jüngste Entwicklung sehr in Frage gestellt worden – und dass sie andererseits als bloße Konstruktion, als nichts natürlich Vorgegebenes dekonstruiert und damit politisch entlarvt werden kann.<sup>3</sup>

Für den Mainstream des Faches Politikwissenschaft erscheint die Nationalität hingegen als eine sozusagen selbstverständliche Eigenschaft erfolgreicher Staaten. Die Thematik ist vielleicht deshalb in den empirischen Forschungen deshalb weniger aufgegriffen worden, weil sie sich weder für eine quantifizierende Analyse besonders eignet, noch leicht in eine

---

<sup>1</sup> Ich danke der Webster University Wien für die Unterstützung meiner Forschungsarbeiten.

<sup>2</sup> Vgl. King 1999.

<sup>3</sup> Vgl. Benhabib 1999, 19.

allgemeine Theorie der Politik eingegliedert werden kann. Es ist durchaus so, dass die empirische Politikwissenschaft einen Fundus an empirisch gesichertem Wissen hat, etwa über Wahlen, Parteien und Regierungssysteme, vielleicht in der empirischen Absicherung etwas umstrittener auch über Fragen der politischen Kultur, weniger allerdings über vage und vieldeutige Konzepte, wie Nationalität oder nationales Bewußtsein. Als ein besonderes Problem wird in der Politikwissenschaft höchstens die Frage des Multikulturalismus, also der nationalen und der ethnischen Pluralität innerhalb staatlicher Gemeinschaften behandelt. Hierbei handelt es sich allerdings sehr häufig um im wesentlichen normative Analysen und Forderungen, die oft ohne konkretere Analysen und Überlegungen erhoben werden.<sup>4</sup> Dies muß man auch vor dem Hintergrund sehen, daß es in der Politikwissenschaft eine Mehrzahl miteinander in Konkurrenz stehenden Theorieansätze gibt. Während der Mainstream unter dem Einfluss der amerikanischen political science empirisch ausgerichtet ist, finden sich vor allem in Europa auch Richtungen, die durchaus normativ argumentieren. In dieser Pluralität der theoretischen Standpunkte kann sowohl eine Stärke als auch eine Schwäche der Politikwissenschaft gesehen werden. Sie vermag zwar manche Probleme umfassender zu formulieren, aber hat es dann oft schwer, sie konkretere Analyse zu unterziehen.

Einleitend ist einiges zu drei Begriffen anzumerken, die im folgenden zugrundegelegt werden sollen, also zu Nation, zu politischer Kultur und zur Identität. Ausgangspunkt unserer Überlegungen ist der Umstand, dass man die Nation als eine Art von Rahmen für politisches Bewußtsein ansehen kann, während die politische Kultur als der jeweils gruppenspezifisch unterschiedliche Inhalt von Identität verstanden werden kann. Was den Begriff der Nation betrifft, scheint es nach wie vor zweckmäßig, zwischen Staatsnation und Kulturnation zu unterscheiden.<sup>5</sup> Dabei kann davon ausgegangen werden, dass eine nüchterne Analyse zum Unterschied von den einleitend angedeuteten Annahmen zeigt, dass es auch in der heutigen Welt ohne staatliche Rahmenbedingungen kein erfolgreiches wirtschaftliches oder soziales Leben geben kann. Dies stellen die Probleme der Reformstaaten beispielsweise auch in Zentral- und Osteuropa deutlich unter Beweis. Dem Begriff der Staatsnation als der Gemeinschaft der Bürgerschaft eines Staates kann jener der Kulturnation gegenübergestellt werden. Ein Begriff, der darauf hinweist, dass es Gruppen gibt, die eine je verschieden definierte Einheitlichkeit für sich in Anspruch nehmen, die jedenfalls zu einer gesonderten Behandlung innerhalb von Staaten oder überhaupt zur Gründung eines eigenen unabhängigen Staates zu berechnen scheint. Wie immer man Nation definiert, kann nicht bestritten werden, dass Auswüchse jeder Art des Nationalismus höchst problematisch sind, weil sie zu intensiven Konflikten sowohl zu internationalen Kriegen als insbesondere auch zu Bürgerkriegen geführt haben und auch weiterhin führen können.

Der Begriff der politischen Kultur wird von der Politikwissenschaft der anthropologischen oder ethnologischen Forschung entlehnt. Er bezeichnet keineswegs, wie das die Alltagssprache tut, beispielsweise ein besonders kultiviertes Verhalten von Politikern oder einen Aspekt der Kulturpolitik. Vielmehr bezieht man sich darauf, dass es in jeder Gruppierung spezifische Traditionen, Einstellungen und Werthaltungen gibt, z.B. nationale Traditionen innerhalb des politischen Systems einer Staatsnation. Politische Systeme unterscheiden sich nicht nur durch verschieden gestaltete Institutionen, sondern eben auch durch Werte, Einstellungen und Haltungen, d.h. durch einen nationalen Habitus. Es ist eine besondere Thematik im Rahmen der vergleichenden Politikwissenschaft,

---

<sup>4</sup> Vgl. Kymlicka 1996, 199.

<sup>5</sup> Vgl. dazu Stourzh 1990, 20.

derartigen Differenzen nachzugehen, wenn sie auch oft schwerer festzumachen sind, als die leichter zugänglichen Quellen niedergelegten oder dokumentierten Verfassungen, Institutionen oder Akteurskonstellationen in der Politik. In diesem Zusammenhang darf darauf hingewiesen sein, dass der Vergleich politischer Systeme in der Politikwissenschaft stets allgemeinere Einsichten und Schlußfolgerungen ermöglicht hat und in gewisser Hinsicht als ein schwacher Ersatz für das in den Naturwissenschaften übliche Experiment gewertet werden kann, also auch zur begrenzten Überprüfung von Hypothesen in Anspruch genommen werden kann. Jedenfalls ist davon auszugehen, dass unterschiedliche politische Kulturen Respekt verdienen, insbesondere dann, wenn sie funktionieren. Es ist meine Überzeugung, dass sie oft, so wie das Jacob Burckhardt vom Staat ganz allgemein gesagt hat, Kunstwerken vergleichbar sind, die ein gedeihliches gesellschaftliches und ökonomisches Leben ermöglichen und die in der Regel auf kollektiven historischen Erfahrungen, auf Gewohnheit und nicht auf rationaler Konstruktion beruhen. Der Einfluss politischer Kulturen auf gesellschaftliche Bereiche, die auch nicht unmittelbar zur Politik gezählt werden, sollte dabei nicht unterschätzt werden, wie weiter unten noch gezeigt werden soll.

Identität kann als ein durchaus ambivalentes Konzept bezeichnet werden, weil es im gewissen Sinn Individuum und Gruppe miteinander verbindet. Auch wenn Nationalbewußtsein und nationale Identität als atavistisch und konstruiert kritisiert werden, ist dennoch davon auszugehen, insbesondere aus nicht so sehr normativer als soziologischer Sicht, dass sie eine Realität bzw. Notwendigkeit darstellen, weil sie einen Zusammenhalt von Gruppen und Gesellschaften ermöglichen. Nationale Identität mag intellektuell konstruiert sein, wird aber auch persönlich erfahren und entfaltet dadurch eine große, nicht zuletzt auch politische Wirksamkeit.

Vom Individuum her gesehen kann man, wie Dietmar Larcher ausgeführt hat, drei Ebenen unterscheiden.<sup>6</sup> Eine sozusagen natürliche, unmittelbare Identität, die sich für das Kind automatisch aus seiner unmittelbaren Umgebung ergibt. Später in der Entwicklung eine soziale kollektiv erfahrene Identität wie beispielsweise auch die nationale Identität und schließlich als Chance, wenn auch nicht jedes Individuum die Möglichkeit hat, sich so weit zu entwickeln, eine spezifische Ich-Identität, die dadurch zustandekommt, dass man mit verschiedenen Kulturen und anderen Identitäten konfrontiert wird und diese Erfahrungen sozusagen in die Konstruktion einer individuellen Identität einfließen. Parallel zu dieser individuellen Dimension könnte man allgemeiner gesprochen von verschiedenen Ebenen der Identität, einer lokalen, einer nationalen oder einer übernationalen sprechen oder auch verschiedene Dimensionen einbeziehen, wie das etwa Heinrich Neisser vorgeschlagen hat, der "psychologische, geographische, kulturelle und historisch politische Identitätsdimensionen" unterscheidet.<sup>7</sup>

Eine nicht unwesentliche Frage besteht darin, ob Identität nicht logisch, sondern auch empirisch stets durch Alterität, durch Abgrenzung gegenüber anderen definiert ist. Während man nicht leugnen kann, dass dem so sein kann, insbesondere dann, wenn nationale Identität sich zum Nationalismus verstärkt, muss ein derartiges Freund-Feind-Verhältnis meiner Meinung nach keineswegs als notwendige Konsequenz des Nationalgefühls postuliert werden. Es kann ja auch durchaus sein und kommt in der politischen Realität nicht selten vor, dass zwar eine Abgrenzung von dem Anderen erfolgt, das Andere aber gleichzeitig als erstrebenswert oder nachahmenswert angesehen wird.

---

<sup>6</sup> Larcher 1998, 20.

<sup>7</sup> Vgl. Neisser 2001, 241.

Grundsätzlich scheint mir sowohl auf innerstaatlicher als auch auf internationaler Ebene so etwas wie ein offener Nationalismus oder ein liberales Nationalitätsgefühl durchaus zweckmäßig und möglich. Man kann für seine eigene Gruppe oder Nation eintreten, aber andere als gleichwertig oder sogar überlegen akzeptieren. Michael Walzer hat in diesem Zusammenhang das Schlagwort vom "liberalen Nationalismus" geprägt.<sup>8</sup>

## Dilemmata und Einsichten

Als Ausgangspunkt für die Darstellung unterschiedlicher Perspektiven und Ergebnisse der politikwissenschaftlichen Forschung zum Thema Nationalität kann das Werk von Ernest Gellner gelten, der zwar selbst eher Sozialphilosoph und Soziologe als Politologe war, aber dennoch auf die Politikwissenschaft einen großen Einfluss ausgeübt hat.<sup>9</sup> Gellner geht von der Gegenüberstellung zweier Modelle wissenschaftlicher Erkenntnis und der Erkenntnis der sozialen Realität aus, deren Konfrontation er als das "Habsburg-Dilemma" bezeichnet, weil sich die sozialen Aspekte dieses Gegensatzes in der österreichisch-ungarischen Monarchie besonders deutlich gezeigt haben und die daraus sich ergebenden Erfahrungen das Denken maßgeblicher Wissenschaftler, die dann oft auch so wie Gellner selbst in Großbritannien gewirkt haben, mitbestimmt haben.

Die zwei Pole der Vorstellungen über Erkenntnismöglichkeit und soziale Realität sind einerseits eine individuell universalistische und andererseits eine kollektiv partikuläre Modellannahme. Für die erste ist im Deutschen das Schlagwort "Gesellschaft" charakteristisch, für die zweite das Schlagwort "Gemeinschaft". Eine individuelle universalistische Konzeption folgt dem Gedanken der Aufklärung und geht davon aus, dass die individuelle Vernunft sowohl für die Existenz als auch die Erkenntnis der Gesellschaft essentiell ist. Ihr soziales Urmodell ist Robinson, der einzelne, der aufgrund seiner rationalen Begabung die Umwelt erkennen und erfolgreich gestalten kann. Demgegenüber sieht die kollektiv partikuläre Konzeption die jeweilige soziale Kultur als maßgeblich an. Diese Vorstellungen sind vor allem auf die Romantik zurückzuführen. Ihr Urmodell ist das einer gut funktionierenden Dorfgemeinschaft. Gellner stellt zwei Altösterreicher einander gegenüber, die beide mit diesen Gegensatz gerungen haben und dabei großen Einfluss auf viele andere Wissenschaftler ausgeübt haben. Wittgenstein ging zunächst von der individuell universalistischen Position aus und gelangte dann in einem späteren Werk zu einer kollektiv partikulären Auffassung. Der Ethnologe Malinowski hat versucht eine vermittelnde Position einzunehmen und in seinen späteren Werken dafür plädiert, die Staatsmacht einzuschränken und Lokalkultur zu fördern. Was das Konzept der Nation betrifft, muss sie für eine individuell universalistische Position als Konstrukt erscheinen, für eine kollektiv partikuläre ist sie etwas primordiales oder essentialistisch Vorgegebenes.

Gellner kommt zum Schluss und ist dabei ebenfalls um eine Vermittlung zwischen beiden Positionen bemüht, dass der Individualismus zwar normativ überzeugen kann, dass aber eine empirische Analyse gesellschaftlicher Realitäten zur bitteren Erkenntnis kommen muss – und das gilt insbesondere für die Erfahrung des Habsburgerreiches –, dass der Kollektivismus eine soziale Realität darstellt, die auch wenn man sie von der anderen Position aus intellektuell kritisieren kann, eine starke reale Wirksamkeit entfaltet. Seine Konsequenz aus dieser Einsicht ist, dass man auch als Wissenschaftler unterscheiden

---

<sup>8</sup> Vgl. Walzer 2001, 172.

<sup>9</sup> Vgl. Gellner 1998 und 1999, sowie im selben Zusammenhang auch Berlin 1990.

muss. Normativ scheint ihm einerseits eine Ethik der Erkenntnis (ethic of cognition) essentiell. Für die Naturwissenschaften und die technischen Wissenschaften gibt es eine universelle Wahrheit, es kann daher keine nationalen Naturwissenschaften geben. Auf der anderen Seite ist für den empirischen Ansatz in den Sozialwissenschaften festzustellen, dass Nationalität eine Realität darstellt, die durch Kultur bedingt ist und die keine universelle Wahrheit in den Sozial- oder Geisteswissenschaften zulässt. Versuche, eine solche zu konstruieren, sind nach Gellner nie erfolgreich gewesen.

Gellners sich daran anschließende Analyse des Nationalismus stellt diesen als eine Konsequenz der Moderne dar, als eine "Notwendigkeit", der man sich nicht entziehen kann. Es scheint ihm aber unmöglich, eine generelle Theorie des Nationalismus aufzustellen, weil in fünf historische Stadien, von denen das letzte eine Art von positiver utopischer Hoffnungsperspektive darstellt und in fünf geographische Zonen, die er beschreibt, das Phänomen der Nationalität sich überall unterschiedlich darstellt. Besonders interessant scheint mir in diesem Zusammenhang, dass Gellner aufzeigt, wie im arabischen Raum der religiöse Islamismus sozusagen an die Stelle des politischen Nationalismus getreten ist, was angesichts der aktuellen Entwicklungen als besonders interessanter konkreter Hinweis dafür verstanden werden kann, dass es praktisch nicht möglich sein dürfte, eine allumfassende, sozusagen generelle, Theorie des Nationalismus aufzustellen.

Weil die Nationalität eine Realität darstellt, kann die Aufgabe des Wissenschaftlers/der Wissenschaftlerin nicht nur darin bestehen, sie zu dekonstruieren und als logisch oder moralisch verwerflich darzustellen, sondern muss sich vielmehr darauf gerichtet sein, das ungeheure sozial dynamische Potential dieser Orientierung zu zähmen und zu nutzen, wie das etwa Walzer im Sinne einer Konzeption eines liberalen Nationalismus vorgeschlagen hat.

Die politikwissenschaftliche Entwicklungs- oder Krisentheorie geht von der Annahme aus, dass Staaten oder wie allgemeiner formuliert wird, politische Systeme nach wie vor trotz der vielen Veränderungen, die einleitend skizziert wurden, die einzigen Rahmenbedingungen sind, die ein geordnetes Leben ermöglichen. Daher ist die Analyse des Prozesses der Staatswerdung der Herausbildung stabiler staatlicher Systeme von besonderer Relevanz. Die politikwissenschaftliche Entwicklungstheorie beschreibt in diesem Zusammenhang häufig die Überwindung bestimmter Krisen der Entwicklung. Unter diesen Krisen wird besonders die der Nationsentwicklung, des nations building, als besonders wesentlich angesehen. Die entsprechenden Prozesse haben sich in Europa im 19. und 20. Jahrhundert abgespielt und zur Ermöglichung nationaler Identität und Kultur beigetragen. Die Forschung hat gezeigt, dass eine so entstandene nationale Identität, die die Voraussetzung für die Existenz funktionierender Staaten und politischer Systeme ist, eher durch jene kollektiven Erfahrungen entsteht, die wie Revolutionen oder Kriege eine aktive Beteiligung großer Gruppen der Bevölkerung implizieren. Sie kann natürlich auch z.B. durch wirtschaftlichen Erfolg entstehen oder als Konstruktion von Intellektuellen oder aber auch wie der französische Nationstheoretiker Renan formuliert hat, durch kollektives Vergessen.

Von besonderem Interesse erscheinen mir Ergebnisse der Meinungsforschung, die Elisabeth Noelle-Neumann referiert hat. Im Vergleich des Nationalbewußtseins verschiedener Staaten hat sie die Nachteile einer schwachen nationalen Identität aufgezeigt, die nicht selten im Vergleich gesprochen mit neurotischen Dispositionen verbunden sind, die sich auch in anderen sozialen Kontexten als in der Politik zeigen. Obwohl Möglichkeiten des Missbrauchs nationaler Identitäten bestehen, ist sie aufgrund der Analysen ihrer Umfragen der Meinungen, dass Nationalität einen wichtigen sozialen

Kitt darstellt: "In der Realität sind Arbeit, Familie, Nationalgefühl, Gesundheit, Glück, eng miteinander verflochten."<sup>10</sup> Es gibt aus ihrer Perspektive keine Kompensation zwischen verschiedenen Lebensbereichen, sondern durch kollektive Zugehörigkeit vermittelte Einstellungen sind miteinander verknüpft. Mir scheint in diesem Zusammenhang die Analogie zu jener Korrosion der Charaktere, die Richard Sennett vor kurzem als Folge der Flexibilität der New Economy aufgezeigt hat, von besonderem Interesse.<sup>11</sup>

Ein besonderes Problem, das sich der politikwissenschaftlichen Analyse stellt, ergibt sich aus der Existenz einer Vielzahl von Kulturnationen oder Ethnien innerhalb eines Staates. Vom normativen Postulat einer multiethnischen Gesellschaft abgesehen, zeigt die Empirie nach Gellner, dass derartige Versuche einer übernationalen Staatskonstruktion fast immer zu Misserfolgen geführt haben. Es gibt nur wenige überzeugende historische Beispiele funktionierender multinationaler Staaten. Insbesondere wird in diesem Zusammenhang immer wieder auf die USA verwiesen, wo angesichts der Vielfalt der von Einwandererwellen abstammenden Bewohner ein Nationalbewußtsein als Verfassungspatriotismus schlagend wird, das die Verfassung nicht bloß als ein juristisches Dokument, sondern als eine Tradition sieht, die einen auch emotionalen Rahmen für den Schmelztiegel der verschiedensten ethnischen Gruppierungen ergibt. Ein anderes Beispiel wäre die Schweiz, die allerdings ein ausgeklügeltes Proporzsystem entwickelt hat, indem eine nationale Identität über die sprachlichen und religiösen Differenzierungen hinaus auf der Basis einer starken politischen Kultur der Konkordanz entwickelt wurde.

Österreich stellt was die nationale Identität betrifft sicher einen Sonderfall dar. Es ist interessant, dass viele Theoretiker, vor allem und insbesondere in England, die weitgehend verlorene Erfahrung der Habsburger Monarchie heraufbeschwören, wenn sie über das Thema der nationalen Identität theoretisieren. Es ist ohne Zweifel so, dass die österreichische Republik durch Desintegration entstanden ist und stets an einem vergleichweisen Mangel von Nationalgefühl gelitten hat.<sup>12</sup> Manipulative Versuche, ein Nationalgefühl sozusagen von oben herzustellen, bisweilen als Versuche der Etablierung einer Hofratsnation belächelt, mußten im Vergleich relativ erfolglos bleiben. Es kann nicht bestritten werden, dass sich die nationale Identität der Österreicher durch den politischen und wirtschaftlichen Erfolg seit dem Zweiten Weltkrieg verstärkt hat. Sie ist aber nach wie vor als inhomogen und brüchig anzusehen und dies wird einem besonders deutlich, wenn man die etwas oberflächliche Meinungsforschung einer näheren Analyse unterzieht und feststellen muss, dass sie Tiefenstrukturen der Identitätsgefühle in der Regel nicht erfasst, wenn sie vorschnell die bereits endgültig erfolgte Etablierung eines starken österreichischen Nationalbewußtseins konstatiert.<sup>13</sup>

---

<sup>10</sup> Noelle-Neumann/Köcher 1987, 45.

<sup>11</sup> Sennett 1998.

<sup>12</sup> Vgl. Heer 1981 und Stourzh 1990.

<sup>13</sup> Vgl. Thaler 2001 und Gerlich 1988.

## Europäische Identität

Es kann als unumstritten angesehen werden, dass die Europäische Union heute eine machtpolitische Realität darstellt, die in vielerlei Hinsicht einem staatlichen Gebilde gleichkommt, etwas dadurch, dass ein Großteil der vor allem wirtschaftlich relevanten Entscheidungen, die alle Mitgliedstaaten betreffen, nun auf der Ebene der Union, wenn auch unter Mitwirkung der nationalen Regierungen, getroffen wird. Die Frage drängt sich auf, ob in historischer Analogie ein "nation building" auch auf europäischer Ebene möglich ist. Dies erscheint insbesondere notwendig, wenn man die Demokratiequalität der Union erhöhen will, die zur Zeit nicht sehr stark ausgebildet erscheint, da zwar Regierungsvertreter/innen im Zentrum der Union Entscheidungen treffen, diese allerdings in der Regel in den Öffentlichkeiten der Einzelstaaten kaum nachvollziehbar sind und auch durch das Europäische Parlament, das zwar direkt gewählt ist, nicht wirklich effektiv kontrolliert werden können. Man kann davon ausgehen, dass das europäische Projekt nur gelingen wird, wenn es demokratisch legitimiert sein kann und in diesem Zusammenhang dürfte die Entwicklung einer europäischen Identität absolut notwendig sein. Neisser bezeichnet die europäische Seele als die Finalität des Einigungsprozesses, weist allerdings darauf hin, dass sie in den Verträgen die die EU konstituieren nur sporadisch vorkommt, etwa wird der Ausdruck "europäische Identität" nur in Zusammenhang mit der europäischen Außenpolitik erwähnt bzw. darauf hingewiesen, dass "die Union die nationale Identität der Mitgliedsstaaten achtet".<sup>14</sup>

Ein Problem der Entwicklung einer nationalen Identität auf europäischer Ebene analog zur Problematik der Entwicklung einheitlicher nationaler Kulturen in den politischen Systemen der Mitgliedsstaaten stellt der Umstand dar, dass es in den Mitgliedsländern der Union eine Vielzahl höchst unterschiedlicher kultureller Erfahrungen und Traditionen gibt. Larry Siedentop hat vor allem drei Konzepte des Staates gegenübergestellt, die die verschiedenen nationalen kulturellen Traditionen der drei wesentlichen Mitgliedsländer der Europäischen Union, nämlich Frankreichs, des Vereinigten Königreichs und Deutschlands charakterisieren.<sup>15</sup> Die politische Kultur Frankreichs ist geprägt von einer zentralistischen Autorität, die bürokratisch ausgerichtet ist und den Bürgern gegenüber durchaus auch kontestativ vorgeht.<sup>16</sup> Hingegen ist die Autorität im Vereinigten Königreich eher informell, beruht auf traditionellen Konzeptionen und versteht sich als auf der Basis eines kompetenten Wettbewerbs zwischen politischen Parteien legitimiert. Deutschland hingegen hat eine föderal orientierte Staatlichkeit, die allerdings eher autoritäre Züge aufweist und zusätzlich über ein starkes Element des Konsensualismus verfügt. Wie können solche nationale Kulturen integriert werden? Nach Siedentop kann man feststellen, dass eine Tendenz besteht, dass die französische Kultur sich in der EU sozusagen hegemonial durchsetzt. Frankreich hat einerseits sehr viel zur europäischen Einigung beigetragen, andererseits aber auch seine Interessen und Traditionen in derselben stark verankert. Das französische Modell der politischen Kultur und des Staates ist allerdings gerade dann, wenn man versucht, ein multinationales System aufzubauen, als besonders problematisch anzusehen.

In diesem Zusammenhang scheint es mir sinnvoll, eine etwas komplexere Typologie nationaler Identitäten zu entwickeln, als dies in der Regel der Fall ist. Ich würde dabei in zwei Dimensionen, einerseits starke oder schwache Nationalität, andererseits stark oder

---

<sup>14</sup> Vgl. Neisser 2001, 241 und 250.

<sup>15</sup> Vgl. Siedentop 2000.

<sup>16</sup> Vgl. dazu auch Crozier 1973.

wenig stark ausgeprägte Pluralität im Sinne des oben erwähnten liberalen Nationalismus gegenüberstellen.<sup>17</sup> In der sich daraus ergebenden Vierfachtypologie könnte man etwa die Tradition des Vereinigten Königreichs als eine liberale Tradition verstehen, in der sowohl Nationalität als auch stark ausgeprägt ist, allerdings als auch eine starke Pluralität im Sinne der Anerkennung verschiedener Kulturen besteht. Das französische System wäre einerseits durch eine sehr stark ausgeprägte Nationalität, andererseits aber durch eine weniger starke Pluralität charakterisiert und könnte als etatistisch bezeichnet werden. Die Habsburger Monarchie wäre ein Beispiel für eine schwach ausgeprägte Nationalität, allerdings, zumindestens im Nachhinein gesehen, durchaus mit einer starken Pluralität verbunden und könnte als tolerantes System angesehen werden. Hingegen könnte die deutsche politische Kultur der Gegenwart durch einerseits ein relativ schwaches Nationalgefühl, wie es etwa von Noelle-Neumann ausgeführt wurde, aber auch im Vergleich durch eine relativ geringe Pluralität gekennzeichnet, also als verunsichertes System charakterisiert werden.

Die Erfahrung der nationalen Traditionen müssten jedenfalls in sinnvoller Weise durchaus auch auf die europäische Ebene übertragen werden. Auch in Europa müssen beide Dimensionen gewahrt werden, es müsste einerseits der Versuch unternommen werden, eine stärkere europäische Identität zu entwickeln, die andererseits fast notwendigerweise auch eine Pluralitätsoffenheit mit einbeziehen müsste. In diesem Zusammenhang kann auf Ralf Dahrendorf hingewiesen werden, der einmal festgestellt hat, dass man sich nur dann öffnen kann, wenn man verankert ist.

Eine Reihe von Autoren/innen haben versucht, zu überlegen, wie einer derartige europäische Identität geschaffen werden könnte.<sup>18</sup> Sie stimmen in der Schlußfolgerung überein, dass derartiges nur durch ein graduales Vorgehen und aufgrund von historischen Vorbildern möglich sein könnte. Als solche Vorbilder könnten wie erwähnt einerseits die USA und andererseits die Schweiz dienen. Das Beispiel der USA zeigt, wie ein Verfassungspatriotismus als Grundlage einer neu entstehenden nationalen Identität sich entwickeln kann, die freilich auch nicht so sehr von oben dekretiert, als von den Bürgern her getragen wurde. Ein wesentlicher Aspekt der Erfahrung der USA ist auch der der Einrichtung und Aufrechterhaltung starker föderaler Strukturen, d.h. insbesondere der Definition und des Vorbehalts von "states rights", was in der EU bis jetzt als Konzept noch nicht aufgegriffen wurde.<sup>19</sup> Das Schweizer Beispiel eines Proporzsystems zeigt, wie ein mühsam ausgeklügelte multidimensionales Gleichgewicht hergestellt werden kann, in dem verschiedene Nationalitäten, Sprachen und Religionen miteinander zusammenarbeiten können, freilich nicht ohne eine Reihe relativ strikter Regelungen, zu denen auch deutliche interne Grenzziehungen und wiederum ein stark ausgeprägter Föderalismus gehören.<sup>20</sup>

Sicher ist, dass Europa nicht allein auf der Basis eines individualistischen Ökonomismus und eines französisch gefärbten Etatismus aufgebaut werden kann. Die Kunstwerke der nationalen politischen Kulturen müssen in einer Pluralität erhalten bleiben (Siedentop), Europa ist heute nur als Europa der Bürger zukunftsträchtig, nicht als Europa der Eliten, Technokraten und Manager. In diesem Zusammenhang scheint es interessant, dass Jean Monet, der Gründer der Europäischen Union, zum Ausdruck gebracht haben soll, dass hätte er die Chance, einen europäischen Einigungsprozess noch einmal zu beginnen,

---

<sup>17</sup> Vgl. dazu auch Cedermann 2001.

<sup>18</sup> Vgl. etwa Siedentop 2000, Schmitter 2000 oder Hechter 2000).

<sup>19</sup> Vgl. dazu Sternberger, 30.

<sup>20</sup> Vgl. Blondel 2000.

nicht mit der Wirtschaft, sondern mit der Kultur beginnen würde.<sup>21</sup> Und ähnliches sagen durchaus auch Marketingexperten, die sich über das "Branding" einer Marke Europa Gedanken gemacht haben.<sup>22</sup>

## Identität und Wissenschaft

Es kann kein Zweifel darüber bestehen, dass die Scientific Community international organisiert ist, dass sie aber auch auf der Basis nationaler politischer Systeme, Universitätssysteme und nationaler Zivilgesellschaften aufbaut. Der Anspruch der Scientific Community ist immer der einer die Nationen überschreitender gewesen: "Academic freedom is an invitation to give up one identity in the hope of understanding and perhaps even assuming more than one".<sup>23</sup> Gellner und Humboldt würden vermutlich zustimmen.

Die Differenzen europäischer Universitätssysteme spiegeln sich in verschiedenen Trends der politischen Kulturen. Auch hier könnte man wieder die französische, britische und deutsche Erfahrung gegenüberstellen. Die traditionellen französischen Universitäten und Forschungsorganisationen von heute wurden nach der französischen Revolution zwar nicht wie ursprünglich geplant abgeschafft aber doch zentralisiert und werden sehr stark vom Staat her gelenkt. Das britische System ist durch eine Kontinuität seit dem Mittelalter gekennzeichnet, durch Universitäten, die grundsätzlich auch finanziell autonom sind und deren Mitglieder keinen Beamtenstatus haben. Deutschland ist einen Mittelweg gegangen. Das Humboldtsche Modell, das häufig zu rasch als überholt abgetan wird, scheint mir in diesem Zusammenhang durchaus noch relevant zu sein. Humboldt ging davon aus, dass es die Aufgabe der Universität sei, die Vernunft für den gesellschaftlichen Fortschritt anwendbar zu machen und den Studierenden eine Persönlichkeitsentfaltung zu ermöglichen. In der Organisation trat er für Lehr- und Lernfreiheit ein, weiters für die Verbindung von Forschung und Lehre, was insbesondere durch das Schlagwort von der Einsamkeit und Freiheit des Universitätslehrers zum Ausdruck gebracht wurde. Er betonte die akademische Autonomie, die allerdings unter staatlicher Aufsicht und unter den Bedingungen der Qualitätssicherung durch Wettbewerb stehen sollte.<sup>24</sup> Diese Prinzipien scheinen mir durchaus heute auch noch relevant zu sein, insbesondere wenn man die verschiedenen Universitätssysteme miteinander vergleicht und die erfolgreicheren wie etwas das der USA, das auch sehr stark vom Humboldtschen Gedankengut beeinflusst wurde, betrachtet. Es ist allerdings deutlich, dass sich im EU-Rahmen das französische Modell durchsetzt, insbesondere im Bereich der Forschungspolitik im sogenannten europäischen Forschungsraum, wenn auch weniger im Bereich der Bildungspolitik, wo es mehr um die Schaffung eines wechselseitig verknüpfbaren europäischen Bildungsraums geht. Ich sehe große Gefahren bürokratisch initiiertes Forschungsprogramme, die wie die Erfahrung zeigt, Innovation und Kreativität nicht nur nicht immer fördern, sondern sogar hemmen können: "Programme, die der Grundlagenforschung ein konkretes Ziel vorschreiben, sind besonders kontraproduktiv".<sup>25</sup> Am wirkungsvollsten für die Erträge der

---

<sup>21</sup> Vgl. Neisser 2001, 248.

<sup>22</sup> Vgl. Baginski 2000.

<sup>23</sup> Vgl. Said, 404.

<sup>24</sup> Vgl. Ash 1999 und Gerlich 1993.

<sup>25</sup> So der maßgebliche Schweizer Biochemiker und Wissenschaftspolitiker G. Schatz 2001.

Forschung scheint es mir immer noch, wenn talentierte Forscher frei ihren Ideen nachgehen können. Deshalb dürften das britische und weitgehend in Anlehnung daran auch das US-amerikanische Wissenschaftssystem nach wie vor am erfolgreichsten sein. Die EU scheint jedoch dem französischen Modell zu folgen, das vermutlich durchaus produktiv ist, d.h. eine große Fülle von Output erreichen kann, aber keineswegs immer wissenschaftlich kreativ sein muss, d.h. zu bedeutenden neuen Erkenntnissen beitragen kann.

In diesem Zusammenhang könnte man auf der Grundlage der vorher entwickelten Typologie der nationalen politischen Kulturen versuchen, eine Reihe von Hypothesen zu formulieren, die auf den vorher ausgeführten Unterschieden nationaler politischer Identitäten basieren könnten. Es geht also darum aufzuzeigen, dass differenziert definierte Formen nationaler Identität zur allgemeinen politischen und damit auch forschungspolitischen Kultur beitragen können, die sich durchaus auch auf die Ergebnisse der Forschungsaktivitäten der Wissenschaftssysteme auswirkt. Unterscheidet man was den wissenschaftlichen Output betrifft zwischen kreativ und produktiv, könnte man davon ausgehen, dass eine starke nationale Identität verbunden mit einer liberalen staatlichen Politik als Konsequenz dann sowohl produktiv als auch kreativ sein kann, wenn auch in der Wissenschaft Pluralität, also Offenheit zugrundegelegt wird. In diesem Sinne könnte man im einzelnen für die genannten Beispiele ausführen, dass etwa das Vereinigte Königreich oder auch die USA ein Wissenschaftssystem entwickelt haben, das sowohl produktiv als auch kreativ ist. Dasselbe könnte man für kleine offene Länder mit liberaler politischer Kultur in West- und Nordeuropa postulieren. Andererseits könnte man vermuten, dass das etatistische französische System zwar produktiv, aber nicht im selben Ausmaß als kreativ anzusehen ist, weil es auch eine gewisse kulturelle Geschlossenheit, die eine nicht pluralistische starke nationale Identität mit sich bringt, an den Tag legt. Das tolerante System der Habsburger Monarchie wird hingegen als durchaus kreativ angesehen. Die schwache nationale Identität verbunden mit einer pluralen Offenheit hat vermutlich jenes kreative Milieu in Wien um 1900<sup>26</sup> ermöglicht, in dem Anregung und Wettbewerb möglich waren "Kreativität steht in engem Verwandtschaftsverhältnis zu Begriffen wie kognitiven Spannungen, Konflikten oder Dissonanzen"<sup>27</sup> Schließlich könnte man postulieren, dass in Ländern, die weder über eine starke Identität noch über eine entsprechende Pluralität verfügen, deren politische Kultur also als verunsichert bezeichnet werden kann, der wissenschaftliche Output sowohl was Kreativität als auch Produktivität betrifft im Vergleich eher geringer anzusetzen wäre.

Es ist interessant festzuhalten, dass diese Annahmen von wissenschaftsstatistischen Daten tendenziell durchaus bestätigt werden.<sup>28</sup> Zieht man etwa Statistiken über den wissenschaftlichen Output bei konstanter Bevölkerung als Indikator der wissenschaftlichen Produktivität heran, so stimmt aufgrund von Daten der letzter Zeit die Reihenfolge der von uns erwähnten Länder. Dasselbe gilt, wenn man von der Zahl der Nobelpreisträger als Indikator für Kreativität ausgeht. Ich möchte diese Eindrücke nicht überbetonen, aber auf ihrer Basis immerhin eine gewisse Skepsis gegenüber der Forschungspolitik der Europäischen Union anmelden, die wenn nicht französischen nationalen Interessen folgt, so doch zumindest zu einem großen Teil von Konzeptionen gespeist wird, die der spezifisch französischen politischen Kultur entsprechen.

---

<sup>26</sup> Vgl. Brix/Janik 1993.

<sup>27</sup> Vgl. Müller 1996, 11.

<sup>28</sup> Vgl. dazu European Commission 1997, sowie Institut für Höhere Studien 2000.

## Idealismus und Realismus

Die Aufklärung kann als Ausgangspunkt sowohl des Nationalgefühls als auch der individualistisch-universalistischen Gegentendenzen angesehen werden. Als ein besonders beeindruckender Ausdruck des Geistes der Aufklärung ist der "Entwurf einer historischen Darstellung der Fortschritte des menschlichen Geistes" zu betrachten, den der französische Philosoph und erfolglose Politiker Condorcet 1794 verfasst hat und in der er in universalistisch rationalistischer Manier vorausszusehen glaubte, dass die Entwicklung der praktischen Vernunft eine Vielzahl menschlicher Probleme der Zukunft lösen würde.<sup>29</sup> Interessant ist in diesem Zusammenhang, dass viele von Condorcets Voraussagen etwa über die Entwicklung der Naturwissenschaft, der Technik, der Medizin oder sozialer Technologie wie etwa der Sozialversicherung letztlich durchaus zugetroffen sind. Ebenso wird eine Vorwegnahme moderner Werte wie Gleichheit, Emanzipation und Erziehung für alle von Condorcet in beeindruckender Weise postuliert.<sup>30</sup> Die Hoffnung auf eine moralische Verbesserung des Menschengeschlechtes, die er von der Anwendung der praktischen Vernunft erwartet hatte, hat allerdings nicht stattgefunden und man könnte feststellen, dass geradezu das Gegenteil der Fall war, denn das 19. und insbesondere das 20. Jahrhundert waren Jahrhunderte der nationalistisch initiierten Katastrophen. Mit Gellner kann nur geschlossen werden, dass die abstrakte Vernunft in manchen Bereichen reüssieren kann, in anderen aber nicht und dass Intellektuelle daher vorsichtig sein sollten, ihre Positionen zu verabsolutieren. Oft haben sie mit ihren gut gemeinten Konzeptionen das Gegenteil von dem bewirkt, was sie angestrebt haben und es wäre zweifellos angebracht, dass sie Fehler bei sich selbst als bei anderen suchen. Selbstreflexion statt Selbstreferenz wäre daher in diesem Zusammenhang wesentlich. In diesem Sinne kann der Universalismus als ein normatives Ideal gesehen werden, der Nationalismus muss aber als soziale Realität gelten.<sup>31</sup>

Die Politikwissenschaft müsste sich die Frage vorlegen, warum der Nationalismus nach wie vor eine derartig große soziale Wirkkraft entfalten kann, wenn er doch von den Vertretern/innen einer individualistischen und universalistischen Position intellektuell derartig überzeugend dekonstruiert und als bloße Imagination entlarvt werden konnte.<sup>32</sup> In diesem Zusammenhang stellt sich sicher die Frage, von welcher anthropologischen Grundannahme man ausgeht, wenn man das soziale und politische Zusammenleben von Individuen analysiert. Verkürzende rationalistische Annahmen über das Wesen des Menschen dürften dabei wie neuere Forschungen zeigen, sowohl was ökonomisches Verhalten im besonderen wie auch soziales Verhalten im allgemeinen betrifft, nicht ausreichen. Aspekte der Gefühle und Affekte des Symbolismus, der Kooperationsneigung und biologischer Bedingtheiten müssten dabei ebenfalls mit einbezogen werden.

Nur Staaten, die auf der Basis eines funktionierenden Nationalgefühles operieren, können Frieden nach außen und nach innen erreichen und erhalten. Veränderungen sind nur behutsam und unter der Einbeziehung dieser realistischen Perspektive möglich, dies gilt besonders für die Europäische Union. Eventuell könnte als vage Hoffnung eine zukünftige Konvergenz der Kulturen mit gleichzeitiger Schwächung nationaler Gefühle ins Auge

---

<sup>29</sup> Condorcet 1976.

<sup>30</sup> Vgl. Rothschild 2001 und Gerlich 1990.

<sup>31</sup> Zur Rolle der Intellektuellen in der Politik vgl. Lilla 2001.

<sup>32</sup> Vgl. King 1999.

gefasst werden, was Gellner als sein fünftes Stadium konzipiert hat. Doch vermutlich könnte sich auch das noch als eine zu idealistische Annahme herausstellen. Jedenfalls hat Gellner in diesem Punkt selbst noch Zweifel geäußert. Und so müssen wir weiter mit der Schlußfolgerung des britischen Philosophen Isaiah Berlin leben, nach dessen ernüchternder Meinung, angesichts der Zeitenwende der Gegenwart, die Behauptung nicht als übertrieben angesehen werden kann, "daß heute keine politische Bewegung ... Ansicht auf Erfolg hat, wenn sie sich nicht mit dem Nationalgefühl verbindet"<sup>33</sup>

## **Literaturhinweise**

- Ash, Mitchell G., Mythos Humboldt, Vergangenheit und Zukunft der deutschen Universitäten, Wien 1999.
- Baginski, Rainer, Pute und Adler, NZZ Folio 9/2001, 75–78.
- Barry, Brian, Culture and Equality, Cambridge, Mass. 2001.
- Benhabib, Seyla, Kulturelle Vielfalt und demokratische Gleichheit, Frankfurt 1999.
- Berlin, Isaiah, Der Nationalismus, Frankfurt 1990.
- Bettelheim, Peter u.a. (Hg.), Kunststreiten auf dem Lipizzaner der Identität, Klagenfurt 1998.
- Blondel, Jean, Switzerland: A model for the European Union, Ms Florenz 2000.
- Bluhm, William T. Building an Austrian Nation, New Haven 1973.
- Brix, Emil/Allan Janik (Hg.), Kreatives Milieu, Wien um 1900, Wien 1993.
- Brubaker, Rogers, National Minorities, Nationalizing States and External Nationale Homelands in the New Europe (IHS Forschungsbericht), Wien 1993.
- Bruckmüller, Österreichbewußtsein im Wandel, Identität und Selbstverständnis in den 90er Jahren, Wien 1994.
- Cedermann, Lars-Erik, Constructing Europe's Identity, London 2001.
- Condorcet, Entwurf einer historischen Darstellung der Fortschritte des menschlichen Geistes, hg. von Wilhelm Alff, Frankfurt 1976.
- Crozier, Michael, The Bureaucratic Phenomenon, Chicago 1973.
- Deutsch, Karl W., Nationalism and Social Communication. An Inquiry into the Foundations of Nationality, Cambridge, Mass. 1953.
- Dogan, Mattei/Pelassy, Dominique, How to Compare Nations, Chatham 1984.
- Dworkin et al. (eds.), The Legacy of Isaiah Berlin, New York 2001.
- Edmonds, David/Eidinow, John, Wittgenstein's Poker, London 2001.
- European Commission, Second European Report on S&T Indicators, Brussels 1997.

---

<sup>33</sup> Berlin 1990, 72.

- Farnham, Nicholas H./Yarmolinsky, Adam (eds.), *Rethinking Liberal Education*, New York 1996.
- Galtung, Johan, *Methodology and Development, Essays in Methodology*, vol III, Copenhagen 1988.
- Gellner, Ernest, *Language and Solitude, Wittgenstein, Malinowski and the Habsburg Dilemma*, Cambridge 1998.
- Gellner, Ernest, *Nationalismus in Osteuropa*, Wien 1996.
- Gellner, Ernest, *Nationalismus, Kultur und Macht*, Berlin 1999.
- Gerlich, Peter, *Hochschule und Effizienz, Anstöße zur universitären Selbstreflexion*, Wien 1993.
- Gerlich, Peter, *Nationalbewußtsein und nationale Identität in Österreich*, in: Anton Pelinka/Fritz Plasser (Hg.), *Das österreichische Parteiensystem*, Wien 1988, 235–269.
- Gerlich, Peter, *Politische Kultur der Subsysteme*, in: Herbert Dachs u.a. (Hg.), *Handbuch des Politischen Systems Österreichs*, 3. Aufl., Wien 1997, 506–513.
- Gerlich, Peter, *Revolution and political culture*, in: Carlo Mongardini (Hg.), *L'europa moderna e l'idea di rivoluzione*, Rom 1990, 71–82.
- Haider, Markus Erwin, *Im Streit um die österreichische Nation, Nationale Leihwörter in Österreich 1866–1938*, Wien 1998.
- Hechter, Michael, *Containing Nationalism*, Oxford 2000.
- Heer, Friedrich, *Der Kampf um die österreichische Identität*, Wien 1981.
- Hernegger, Rudolf, *Der Mensch auf der Suche nach Identität*, Bonn 1978.
- Hobsbawm, Eric J., *Nationen und Nationalismus. Mythos und Realität seit 1780*, München 1998.
- Institut für Höhere Studien, *Presseinformation*, Wien 17.4.2000.
- James, Herold, *Deutsche Identität 1770–1990*, Frankfurt 1991.
- Janisk, Allan/Toulmin, Stephen, *Wittgenstein's Vienna*, New York 1973.
- Kaufmann, Matthias, *Aufgeklärte Anarchie, Eine Einführung in die politische Philosophie*, Berlin 1999.
- Keup, Heiner u.a., *Identitätskonstruktionen. Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne*, Reinbeck 1999.
- King, Charles, *Nations and Nationalismus in British Political Studies*, in: Jack Hayward et al. (eds.), *The British Study of Politics in the Twentieth Century*, Oxford 1999, 313–343.
- Kreisky, Eva (Hg.), *Von der Macht der Köpfe, Intellektuelle zwischen Moderne und Spätmoderne*, Wien 2000.
- Kuzmics, Helmut/Roland Axtmann, *Autorität, Staat und Nationalcharakter. Der Zivilisationsprozeß in Österreich und England 1700–1900*, Opladen 2000.

- Kymlicka, Will, Politische Philosophie heute, Eine Einführung, Frankfurt 1996.
- Larcher, Dietmar, Kunststreiten auf dem Lipizaner der Identität, in: Bettelheim u.a. 1998, 16–34.
- Le Rider, Jaques, Mitteleuropa. Auf den Spuren eines Begriffes, Wien 1994.
- Le Rider, Jaques, Modernity and Crises of Identity, New York 1993.
- Lemberg, Eugen, Nationalismus, 2 Bde, Reinbeck 1964.
- Ley, Michael/Ernst Gehmacher, Das Ende des Nationalismus, Wien 1996.
- Lilla, Mark, The Reckless Mind, Intellectuals in Politics, New York 2001.
- Lukas, John, Die Geschichte geht weiter, München 1994.
- Menand, Louis, College: The End of the Golden Age, The New York Review of Books, vol 48, no 16, 4 ff. (2001).
- Menze, Clemens, Die Bildungsreform Wilhelm von Humboldts, Hannover 1975.
- Müller, Karl, H., Sozialwissenschaftlichen Kreativität in der Ersten und in der Zweiten Republik, ÖZG 7/I, 1996, 9–43.
- Neisser, Heinrich, Ausblick: Auf der Suche nach Europa, in: Paul M. Zulehner (Hg.), Die Wertewelt der Österreich/innen im europäischen Kontext, Wien 2001, 239–251.
- Noelle-Neumann, Elisabeth, Öffentliche Meinung. Die Entwicklung der Schweigespirale, Frankfurt 1996.
- Noelle-Neumann, Elisabeth/Renate Köcher, Die verletzte Nation, Über den Versuch der Deutschen, ihren Charakter zu ändern, Stuttgart 1987.
- Oberndorfer, Dieter, Der Wahn des Nationalen, Die Alternative der offenen Republik, Freiburg 1993.
- Pelinka, Anton, Utopie einer multikulturellen Gesellschaft, in: Bettelheim u.a. 1998, 200–207.
- Pyenson, Lewis/Susan Sheets-Pyenson, Servants of Nature: A History of Scientific Institutions, Enterprises and Sensibilities, New York 1999.
- Renan, Ernest, Was ist eine Nation?, Wien 1995.
- Ritter, Hennig, Die Geschichte hat kein Libretto, in: Berlin 1990, 9–34.
- Rothschild, Emma, Economic Sentiments, Adam Smith, Condorcet and the Enlightenment, Cambridge, Mass. 2001.
- Said, Edward, Götter, die keine sind. Der Ort des Intellektuellen, Berlin 1997.
- Said, Edward, Reflections on Exile and other Essays, Cambridge, Mass. 2000.
- Schaal, Gary S., Integration durch Verfassung und Verfassungsrechtssprechung, ÖZP 30 (2001), 211–232.
- Schatz, Gottfried, Hemmschuhe der Forschung, FAZ, 24.1.2001.

- Schmale, Wolfgang, Geschichte Europas, Wien 2000.
- Schmitter, Philippe C., How to Democratize the European Union. And Why Bother, New York 2000.
- Schöpflin, George, Nations, Identity, Power, London 2000.
- Schöpflin, George, The Futures of Central and Eastern Europe, London 1998.
- Schulze, Hagen, Staat und Nation in der europäischen Geschichte, München 1999.
- Sennett, Richard, The Corrosion of Character, New York 1998.
- Siedentop, Larry, Democracy in Europe, London 2000.
- Steiner, Jürg, European Democracies, New York 1986.
- Sternberger, Rolf, Verfassungspatriotismus, Frankfurt 1990.
- Stourzh, Gerald, Vom Reich zur Republik, Studien zum Österreichbewußtsein im 20. Jahrhundert, Wien 1990.
- Thaler, Peter, The Ambivalence of Identity: The Austrian Experience of Nation-Building in a Modern Society, Lafayette 2001.
- Turner, Erika, Nationale Identität und Geschlecht, Innsbruck 2000.
- Tibi, Bassam, Europa ohne Identität? Die Krise der multikulturellen Gesellschaft, München 1998.
- Toulmin, Stephen, Return to Reason, Cambridge, Mass. 2001.
- Wagner, Manfred, Stoppt das Kulturgeschwätz!, Wien 2000.
- Walzer, Michael, Liberalism, Nationalism, Reform, in: Lilla et al. 2001, 169–176.
- Weiss, Hilde/Reinprecht, Christoph, Demokratischer Patriotismus oder ethnischer Nationalismus in Ost-Mitteleuropa, Wien 1998.